

Nr. 27. Posen, den 2. Juli. 1893.

Die Erbtante.

Humoristische Erzählung von Modernikus. (Nachdruck verboten.)

Im Wartesaal des Bahnhofs zu L . . . saß, über eine Zeitung gebückt, ein junger Reisender. Eine Weile schon hatte er so dagesessen und mit gleichgültiger Miene die Blätter umgewendet, als sein jugendlich hübsches Gesicht plötzlich von einem Lächeln erhellt wurde.

„Ich habe mich in M . . . als Rechtsanwalt niedergelassen. Wilhelm Berlau, Dr. jur.," las er halblaut vor sich hin. Begreiflich, daß diese Anzeige ihn einigermaßen interessirte, war er's doch selbst, den sie betraf und der sie eingesandt hatte. Aus Berlin in die Provinz Posen versetzt, war er soeben, um 12 Uhr nachts, mit dem Kurierzuge der Ostbahn in L . . . angekommen. Von hier aus mußte damals noch — wegen mangelnder Bahnverbindung mit dem Innern der Provinz — die Reise im Postwagen fortgesetzt werden. Und leider bestand nicht einmal ein unmittelbarer Anschluß, sondern der Reisende, welcher mit dem Eilzug aus Berlin kam, hatte in L . . . mehrere Stunden Aufenthalt. Dr. Berlau hatte es am gerathensten gefunden, dieselben bei einem Glas Grog im Wartesaal des Bahnhofs zu verbringen. Bald hatte er sich's denn auch an einem der zahlreichen Tische bequem gemacht und begann nun, seine Umgebung zu mustern. Ein trostloser Anblick! Aus allen Ecken und Winkeln des weiten Raumes gähnte ihm die fürchterlichste Langeweile entgegen. Langweilig und stillos waren die Möbel, noch langweiliger die an den Wänden herumhängenden Plakate, am langweiligsten aber war das verschlafene Gesicht des Bahnhofswirths hinter den Käseglocken und Likörflaschen des Büffets — mit einem Worte, da war nichts originell, alles todt und langweilig. Der einzige Laut, welcher die in dem großen fast menschenleeren Saal herrschende Stille unterbrach, kam von dem mit verschossenem Sammtüberzug bekleideten Sopha her, wo ein dicker Viehhändler in seinem Pelze schnarchte. Es war nicht zum Aushalten! Und von der Wartezeit war, trotz Grog und Cigarre, erst eine halbe Stunde vergangen. So hatte er denn in seiner Verzweiflung zu der Zeitung gegriffen, wäre aber beinah darüber eingeschlafen, wenn ihn nicht jene Anzeige zum Bewußtsein seiner selbst zurückgerufen hätte. Um nun aber der Ermüdung nicht doch noch zu erliegen, beschloß er, auf dem Bahnsteig ein wenig auf und abzugehen. Vorher jedoch trat er vor einen der beiden großen Spiegel, welche die Pfeiler zwischen den Haupteingangsthüren schmückten. „Alles noch in Ordnung," sagte er nach einem prüfenden Blick auf seinen Anzug, dessen tadelloser Sitz seinem Träger einen Platz in jedem Modejournal garantirt hätte. Dann strich er sich mit einer Bürste durch das dichte, braune Haar, zwirbelte die Spitzen seines dunklen Schnurrbarts keck in die Höhe und trat ins Freie.

Der Perron lag verödet im spärlichen Lichte von zwei oder drei Gaslaternen. Berlau schritt langsam auf und ab, von einem Ende des Bahnsteigs bis zum andern. Eine halbe Stunde mochte er wohl diesem einsamen Lustwandel gefröhnt haben, als der Perron allmählich ein anderes Aussehen zu gewinnen begann. Männer mit Handlaternen gingen ab und zu, einzelne Reisende mit Hutschachteln und Reisesäcken versehen finden sich ein, ein Postschaffner rollte seinen Handwagen dumpf über das Cementpflaster und machte am Hauptgeleise Halt. Jetzt ertönte ein elektrisches Signal, und nicht lange darauf blitzten draußen aus dem Dunkel zwei feurige Augen auf, die sich rasch vergrößerten, dann — ein schriller Pfiff, und im nächsten Augenblick fuhr der Bromberger Kurierzug in den Bahnhof ein. Berlau ging vor dem Eingang zum Wartesaal gemächlich auf und ab und ergötzte sich an dem belebten Bild, welches der eben noch so öde Bahnhof nun mit einem Male darbot — ein Bild, das immer etwas Anziehendes hat, wie oft man es auch schon gesehen haben mag. Plötzlich hörte er, halb hinter sich, seinen Namen nennen:

„Ist's denn möglich, Du hier, Berlau?"

Er fuhr herum — vor ihm stand, den Reisesack in der Hand, ein stattlicher Herr mit dunklem Vollbart. Einen Moment war Berlau zweifelhaft, wen er vor sich hatte, dann aber rief er im Tone der freudigsten Ueberraschung:

„Was sah ich — Münch?" Und ein gewaltiges Händeschütteln legte Zeugniß ab von der gegenseitigen Freude über eine so unverhoffte Begegnung.

„Aber sag' mir nur, Berlau — doch nein, nicht hier, komm' in den Wartesaal."

Bald saßen die beiden Freunde einander gegenüber und aus dem wirren Durcheinander von sich kreuzenden Fragen entwickelte sich allmählich ein geordnetes Zwiegespräch.

„Also nach M . . . bist Du versetzt als Rechtsanwalt? Da wären wir ja beinah auf dieselbe wüste Insel verschlagen."

„Wieso „beinah"? Wohnst Du denn nicht mehr in M . . . ?"

„Nein, ich bin seit einem Jahr Kreisphysikus in B . . ., übrigens ganz in der Nähe. Du wirst mich doch bald besuchen?"

„Selbstverständlich! Ich brenne vor Begierde, Deine Häuslichkeit kennen zu lernen. Du hast Dich doch inzwischen längst verheirathet?"

Ein trockenes „Nein" war die Antwort.

„Nun, aber Du bist doch wenigstens verlobt?"

„Auch das nicht."

„Was? Ein Mann in Deiner gesicherten Stellung?“

„Ich habe wirklich noch nicht recht Zeit und Gelegenheit dazu gehabt,“ sagte jener ausweichend, „aber wie steht es denn in dieser Beziehung mit Dir?“

„Du weißt, lieber Albert, daß ich immer ein Verehrer des schönen Geschlechts gewesen bin“ — —

„Ob ich das weiß! Wenn ich daran denke, wie oft ich Dich vor dummen Streichen habe bewahren müssen — erinnerst Du Dich noch der schönen Kunstreiterin in Jena?“

Berlau erröthete und machte eine abwehrende Handbewegung: „Tempi passati — ich bin auch in diesem Punkte solider geworden.“

„Aber Du bist doch jedenfalls noch unverheirathet?“

„Das wohl, aber die Tage meines Junggesellenthums sind gezählt.“ —

„Wer ist denn die Glückliche, die Dein flüchtiges Herz dauernd zu fesseln verstanden hat?“

„Ja, das ist eben der Haken; diese Glückliche giebt's vorläufig noch nicht.“

„Aber Du sagtest doch eben, die Tage Deines Junggesellenthums seien“ — —

„Gezählt, ganz recht. Die Sache ist einfach die: Verlobt bin ich noch nicht, aber heirathen muß ich, und zwar binnen sechs Monaten.“

„Du mußt heirathen? Wer zwingt Dich denn dazu?“

„Will ich Dir sagen, lieber Albert. Aber gieb' nur erst 'mal eine von Deinen Cigarren, mein Etui ist leer geworden — Danke! Also, wer mich zum Heirathen zwingt? Kannst Du Dich noch auf Fräulein Julie Hensel, meine ehrwürdige Tante, besinnen?“

„Tante Julchen, die Dich auf ihre Kosten studiren ließ, und auf die wir manchmal weidlich geschimpft haben, wenn sie Dir den Wechsel gar zu karg bemaß? Also die will Dich zum Heirathen zwingen? Wie kommt sie denn auf diese Kateridee?“

„Die Sache hängt folgendermaßen zusammen. Meine Tante hat in ihrer Jugend einen Offizier geliebt, aber da sie kein Geld hatte, so wurde nichts draus, sie hat nie geheirathet. Später ist ihr durch Erbschaft ein großes Vermögen zugefallen, als dessen künftigen Erben ich, als ihr nächster Verwandter, mich von Gottes- und Rechtswegen betrachten durfte“ — —

„Betrachten durfte — also darfst Du es jetzt nicht mehr?“ rief Dr. Münch, indem er mit dem Stuhl, auf welchem er saß, überrascht vom Tisch wegrückte.

„Na, rück' nur nicht von mir ab, wie von einem Verpesteten,“ lachte Berlau, „noch bin ich ja nicht enterbt, aber meine Tante zeigt allerdings schon seit einiger Zeit ein verdächtiges Interesse für allerlei menschenfreundliche Bestrebungen, namentlich schwärmt sie dafür, unbemittelte Mädchen unter die Haube zu bringen.“

„Nun, das ist doch eine sehr harmlose Liebhaberei.“

„Dafür hab' ich's anfangs auch gehalten, doch jetzt bin ich andrer Ansicht. Der Tante mag wohl über meine kleinen Verhältnisse allerlei hinterbracht worden sein — kurz und gut, vor meiner Abreise überraschte sie mich durch die Erklärung, daß sie ihr ganzes Vermögen einer Aussteuerstiftung für mittellose Beamtentöchter vermachen würde, wenn ich nicht von meinem sündhaften Lebenswandel abließe und mich baldigst mit einem armen, aber wohlerzogenen Mädchen verlobe.“

„Na höre, eine solche Tante könnte mir nicht imponiren.“

„Mir auch nicht, aber was ist zu machen? Man muß die Erbtanten nehmen, wie sie einem der Himmel giebt. Ich muß noch froh sein, daß sie mir nicht eine nach ihrem Geschmack aussucht, sondern mir wenigstens die Freiheit der Wahl läßt.“

„Schöne Freiheit das! Wie beim Verurtheilten, dem man die Wahl verstattet zwischen dem Schwert oder dem Strick. Und dazu noch diese Galgenfrist — sechs Monate, sagtest Du nicht so?“

„Ach, das ist an sich nicht so ängstlich. Aber die Tante mahnt mich in jedem Brief, und so was wird einem auf die Dauer langweilig. Deshalb bin ich entschlossen, den Kelch der Wemuth auf einen Zug zu leeren und“ — —

„Und Dich auf Knall und Fall zu verloben?“

„Je nun — ja — das heißt, die erste Beste, das könnte mir auch nicht behagen. Sag' 'mal, Du bist ja doch in M . . . bekannt, solltest Du nicht etwas Passendes“ — —

Dr. Münch lachte laut auf: „Also Heirathsvermittler — nein, Freundchen, die Verantwortung mag ich nicht übernehmen. Sieh' Dich nur einmal selbst unter den Töchtern des Landes um, und wenn Dir eine gefällt“ — —

Der schrille Ton der Bahnhofsglocke unterbrach ihn: „Das ist mein Zug, ich reise auf ein paar Tage nach Berlin. Adieu — auf Wiedersehen. Du besuchst mich doch bald in B . . . ?“ Ein Gruß, ein Händedruck, und er war draußen. Berlau folgte ihm langsam und sah seine hohe Gestalt in dem Gewühl der Reisenden verschwinden, welche ihm aus dem eben eingetroffenen Zug entgegenströmten. Plötzlich erhielt Berlau einen tüchtigen Stoß in die Seite, und zwar von einem unangenehmen harten, eckigen Gegenstand. Er fuhr zornig herum, doch der Ausdruck des Aergers erstarb ihm auf den Lippen, als er, statt der Schnapsnase eines vierschrötigen Gepäckträgers, ein reizendes Mädchengesicht vor sich erblickte, dessen Besitzerin, tief erröthend und ein paar Worte der Entschuldigung stammelnd an ihm vorübereilte, so schnell, als es ihr der Handkoffer und ein Packet, mit denen sie sich schleppte, nur immer gestatteten. Berlau wollte ihr nacheilen, denn er sagte sich, ein so günstiger Anknüpfungspunkt werde sich ihm so leicht nicht wieder darbieten.

Doch sein Umherblicken war vergebens, die reizende Fremde war nirgends zu finden, weder im Wartesaal noch am Billetschalter. Zu langem Suchen war auch nicht mehr Zeit übrig, denn ein Blick auf die Bahnhofsuhr belehrte ihn, daß es bis zum Abgang der Post kaum noch eine halbe Stunde war. So machte er sich denn in Begleitung eines Gepäckträgers, der ihm zugleich als Führer diente, nach dem mitten in der Stadt gelegenen Posthaus auf den Weg.

Der weite Hof dieses Gebäudes war mit Postwagen angefüllt, von denen schon mehrere bespannt und zur Abfahrt bereit waren.

Es war ein eigenthümliches Gefühl, mit dem Berlau den ihm angewiesenen Wagen bestieg, halb fromme Ergebung in den Willen des Schicksals, welches ihn in eine vom Weltverkehr so weit entlegene Gegend verschlagen hatte, halb Neugierde, wie eine Reise im Postwagen sich wohl gestalten würde. Sicherlich etwas langweilig, aber schlimmsten Falles konnte man ja schlafen, wozu die weichen Kissen ohnehin einluden — aber wenn man nur wüßte, wohin mit den Beinen? Verdammt eng, der Raum, und obendrein noch alle Plätze besetzt . . .

Nach einem flüchtigen Blick auf die Mitreisenden, deren Gesichtszüge in dem herrschenden Dunkel nicht zu unterscheiden waren, drückte er sich in seine Ecke und hüllte seine Glieder in den Reisemantel. Jetzt neigte sich der Wagen unter dem Gewicht des den Bock besteigenden Postillons auf die eine Seite, gleich darauf ertönte ein „Trara“, ein Peitschenknall und dann begann das schwerfällige Fuhrwerk langsam über das Pflaster zu rumpeln.

Im Innern des Wagens herrschte das tiefste Schweigen, und in der That, bei dem furchtbaren Gerassel wäre eine Unterhaltung schwer zu führen gewesen, selbst wenn man dazu Lust gehabt hätte. Und diese Lust empfand Berlau wenigstens in keiner Weise. Mit wem hätte er denn auch ein Gespräch anknüpfen sollen? Etwa mit seinem Gegenüber, einem in seinen Umrissen schwer bestimmbaren Individuum, welches in einen Pelz von höchst zweifelhaftem Geruch derartig eingemummt war, daß man von dem Gesicht nichts weiter sah als die Nasenspitze? Oder mit den mitreisenden drei Damen, von denen die beiden ihm zunächst sitzenden offenbar schon weit über das kanonische Alter hinaus waren, während die dritte, dem Augenschein nach ein junges Mädchen, zu entfernt von ihm saß? Berlau nahm sich also vor, sobald der Wagen auf der Landstraße sanfter dahinrollen würde, sich um die Außenwelt nicht mehr zu kümmern, sondern sich dem Gott des Schlafs in die Arme zu werfen.

Jetzt schwankte der Wagen — eine wohlthätige Abwechselung — über eine hölzerne Brücke. Dann ging das Gerumpel wieder los. Hopsa — Berlau flog von seinem Sitz in die Höhe. Das mußte, nach dem entsetzlichen Pflaster zu schließen, die Vorstadt sein. Aber mit einem Male knirschte der weiche Sand der Landstraße unter den breiten Rädern der alten Postkutsche.

„Gott sei Dank," seufzte Berlau, legte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen.

„Erlauben Sie, daß ich Sie inkommodire," sagte jetzt neben ihm eine Stimme von unangenehmer Höhe und Schärfe, und gleichzeitig hatte Berlau das Gefühl, als wenn ihm der Sitz unter dem Körper weggezogen würde. Mechanisch wollte er danach greifen, doch:

„Sie sitzen auf meinem Umschlagetuch," belehrte ihn dieselbe dünne Fistelstimme.

„Pardon," murmelte er, fuhr in die Höhe und sank dann wieder in die Kissen zurück.

„Ja, ja, die Nächte werden schon kühler," schnarrte es jetzt von dem Mittelsitz ihm gegenüber, „man kann den Wintermantel schon ganz gut vertragen."

„Ich habe ihn leider in den Koffer gepackt," ließ sich die Fistelstimme wieder vernehmen, „aber es war ja heut so warm, in Berlin hatten wir zwanzig Grad im Schatten."

„Sie kommen auch aus Berlin?" schnarrte es zurück. „Dann müssen wir ja mit demselben Zug gefahren sein, aber ich habe Sie doch nicht einsteigen sehen" — —

„Ach Gott, um ein Haar wär' ich ja auch zu spät gekommen. Heut früh, beim Einpacken, ging es etwas langsam, und als ich mit meinem Schwiegersohn — meine älteste Tochter ist in Berlin verheirathet — in die Droschke stieg, meinte der Kutscher, wir würden wohl nicht mehr rechtzeitig hinkommen" — —

„Das wäre aber gewiß sehr unangenehm gewesen?"

„Nun, was war denn da weiter? Ich habe ja Zeit genug, und so sagte ich denn zu meinem Schwiegersohn, der den Kutscher fortwährend zur Eile antrieb: „Lieber Hans," sagte ich, „mach' Dir doch keine Sorge um mich! Schlimmsten Falls bleib' ich noch einen Tag länger bei euch. Aber was denken Sie wohl, daß er that? „Einen Thaler Trinkgeld, wenn wir noch hinkommen" — schreit er dem Kutscher zu.

„Das grenzt ja an Verschwendung."

„Nicht wahr? Er ist auch sonst gar nicht so nobel mit den Trinkgeldern, aber freilich, wenn es sich darum handelt, mir etwas zu Liebe zu thun." — —

„Ein schönes Gefühl, sein Kind so gut versorgt zu wissen."

„Nun ja — jetzt hab' ich mich ja auch damit ausgesöhnt, aber anfangs, daß ich's ehrlich sage, war die Partie gar nicht nach meinem Geschmack."

„Aber der Herr Schwiegersohn ist doch gewiß ein sehr gebildeter und tüchtiger Mensch?"

„Das schon — aber meine Tochter stammt aus einer höheren Beamtenfamilie, das giebt doch gewisse Ansprüche. Mein verstorbener Mann, der Kanzleirath, hätt' es auch nimmermehr zugegeben, daß sie einen Kaufmann heirathete."

„Aber die Liebe hat denn doch zuletzt über alle Hindernisse triumphirt?"

„Die Liebe natürlich! Und dann meinten auch meine Söhne, der Student und der Lieutenant, in jeder Familie müsse doch mindestens einer sein, der das Geld verdient. Das sei ein allgemein anerkannter Grundsatz der Landwirthschaft — nein, der — wie heißt doch das Dings — der National"

Grrrrrong! Wie wenn ein Dutzend Schwarzwälder Uhren zugleich abschnurrten, so schnarchte plötzlich in seiner Ecke der Dr. Berlau.

Ein Schreckensschrei aus zartem Damenmunde bewies, wie unerwartet die Unterbrechung gekommen war. Berlau selbst schien durch den Schrei aufgeweckt worden zu sein. „Was ist denn los?" fragte er in schläfrigem Ton, indem er sich die Augen rieb und hinter seiner Hand gähnte. „Haben sich die Damen über etwas erschrocken?"

„Da soll man nicht erschrecken, wenn hier Töne ausgestoßen werden, wie wenn eine rostige Säge sich durch hundertjährige Eichenknorren hindurchächzt."

„Ach so," sagte er freundlich, „ich selbst war also der Störenfried? Ja, das müssen Sie mir schon zu gut halten, meine Damen, ich habe das nun 'mal so an mir."

„Aber es ist doch eine sehr unangenehme Eigenschaft, besonders für die Nebenmenschen," bemerkte die eine der beiden Damen, und die andre setzte hinzu:

„Und überdies ist es ein Fehler, den man bei etwas ernstem Willen leicht ablegen kann."

„Leicht ablegen? O, wie irren Sie sich, meine Gnädige! Was für Mühe habe ich mir schon damit gegeben, was für Mittel angewandt!"

„Und alle ohne Erfolg?"

„Das kann ich nicht sagen. Einmal war ich wirklich schon so weit, daß sich das Schnarchen vierzehn Tage lang nicht gezeigt hatte, aber das war eine böse Zeit, und ich dankte meinem Schöpfer, als ich wieder ordentlich sägen konnte."

(Fortsetzung folgt.)

Kadettenliebe.

Von M. Tamms.

Es war eigentlich nicht in der Ordnung, daß sie so kurz vor ihrer Einsegnung noch das Theater besuchte. Sie hatte sich auch während des ganzen Abends eines bedrückenden Gefühls nicht erwehren können. Wenn das ihr Herr Prediger wüßte! Der liebe, theure Herr Prediger mit seinem milden Gesicht und den kindgütigen Augen! Würden sich seine Züge nicht in ernste Falten legen — würden die Augen nicht streng auf sie herniederblicken — wenn er wüßte?

Aber die Tante war aus ihrem Provinzstädtchen gekommen, hauptsächlich um dieser Aufführung beizuwohnen. Und Mutterchen, die sie hatte begleiten wollen, war in letzter Stunde noch der heimtückischen Migräne zum Opfer gefallen — und die gute Tante fand sich im Babel-Berlin allein nicht zurecht. Da hatte Lilly das Opfer gebracht.

Zwar — offengestanden — es gab größere Opfer! Das empfand sie jetzt, als der Vorhang zum letzten Mal herabgerollt und der letzte Ton verklungen war. Schön — himmlisch — schrecklich schön war's gewesen! Ach, wer doch auch einmal, wie Leisinger hier auf der Bühne, in gleißenden Atlasgewändern, von unterthänigen Hofstaaten umknixt, von Fürsten umworben, durch's Leben rauschen könnte!

Traumbefangen schritt sie hinter der Tante dem Foyer zu. Ihre blauen Augen, die sonst so kindlich zu strahlen verstanden, hatten einen weichen Glanz und vergaßen — ein unerhörtes Ereigniß! — dem goldgefaßten Spiegel neben der Garderobe einen Blick zu gönnen.

Das war ein wirres Gedränge hier draußen. Alles rief und schrie durcheinander.

„Noch ein Hut . . . . so!"

„Hier der Schirm!"

„Nummer 72, da . . . . mit dem gelben Mantel!"

„Schnell meinen Stock!"

Ueber die Köpfe der Nächststehenden hinweg zielte die Garderobière die geforderten Gegenstände geschickt nach den ungeduldig emporgestreckten Händen. Hüte flogen — jeden Augenblick ertönte ein „Entschuldigen Sie" oder eine gemurmelte Verwünschung — — und in diesem Tohowabohu, gedrängt, gestoßen von allen Seiten, stand Lilly, erfolglos bemüht, die Arme in die verzwickten Aermellöcher des Mantels zu zwängen.

„Hilf mir doch, Tante!" rief sie der hinter ihr Stehenden zu, „so . . . . ach nein, wieder nichts! Du bist wirklich zu zaghaft. Fasse doch meine Hand . . . recht fest . . . so . . . und nun stecke sie in das Aermelloch. Jetzt die Andere. Nein, wie ungeschickt! Schnell, schnell, wir sind fast die Letzten! Nun schlinge mir, bitte, das Kopftuch hinten in einen festen Knoten. O, Du würgst mich ja . . . Du . . ." ungeduldig fuhr das kleine Persönchen herum — um statt der vermeintlichen Helferin die schmächtige Gestalt eines stockwildfremden Kadetten dicht vor sich zu erblicken, der sich über-

eifrig an dem Knoten ihres Kopftuches zu schaffen machte. Von der wahrscheinlich im Gewühl vorwärts geschobenen Tante war nichts zu erblicken.

„Verzeihen Sie gütigst, gnädiges Fräulein,“ sagte der Jüngling mit etwas gardemäßiger Stimme, „daß ich die Aermellöcher nicht gleich finden konnte.“

Lilly blickte ihm starr in das mädchenhaft zarte Gesicht. Dabei begegnete sie schließlich seinen Augen, die mit einem Gemisch ehrlicher Bewunderung und frischer Keckheit auf ihr ruhten. Sie erglühte wie ein Purpurröschen.

„Sie?“ stammelte sie, „Sie?“

Schnell wie der Blitz, ohne Dank, war sie gleich darauf im Gewühl verschwunden. In der Ferne winkte die Kapuze der angstvoll nach dem Nichtchen ausspähenden Tante.

Ein echter, rechter Kadett weiß sich zu helfen. Ohne Zaudern tauchte auch er in der Menge unter. Er mußte, ja, er mußte sie noch einmal sehen. Sein Selektanerherz klopfte und drängte ihn vorwärts, ihr nach, der kleinen Elfe mit den langen, goldenen Locken.

Da — richtig, dort schickte sie sich gerade an, in eine Droschke zu klettern.

„Corneliusstraße 38,“ rief sie dem Kutscher zu. Die Pferde zogen an.

Glückseliger Fritz von Räumer! Er wußte nun die Adresse seiner Angebeteten. Denn daß er sie anbetete — daß er, um einen schneidigen Ausdruck zu gebrauchen, bis über beide Ohren in sie verschossen war, das unterlag nicht dem geringsten Zweifel mehr. So hatte er noch nie geliebt! Was waren seine früheren, mehr oder minder flüchtigen Schwärmereien: die lange Lisbeth mit dem schwarzen Kraushaar und ihrem kecken Stumpfnäschen, oder die naseweise Friedel mit der rothwallenden Lockenmähne und dem sommersprossenden Teint, gegen diese zierliche, liebliche Puppenfee? Gänseblümchen neben der Rose! Sternschnuppen gegenüber der Sonne!

Fritz von Räumer war durch und durch musikalisch. Darum summte er jetzt, als er die Linden entlang schritt, um die nächste Pferdebahngelegenheit zu erreichen, mit viel Verständniß und schwärmerischem Gefühl:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedrängt Dich so sehr?

in allen Tonarten vor sich hin.

Und als er, zu Hause angelangt, auf seinem Aermelaufschlag ein feines, krauses Goldhaar erspähte, das sich während seiner Zofendienste im Theater um den Uniformknopf genestelt haben mußte, da kannte sein Glück keine Grenzen mehr.

Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche, wickelte das Haar hinein, siegelte das Papier sorgfältig zu, entschloß sich nach reiflicher Ueberlegung zu der sinnigen Aufschrift folgenden Inhalts:

Und an diesem Zauberfädchen.
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest!

und knüpfte mittelst eines blauen Bandes, das er in später Nacht noch dem Nähtisch der Mutter entnahm, die werthvolle Kapsel um seinen Hals. Hier, an der liebedurchglühten Brust sollte es ruhen, das Seidenhaar der Geliebten, bis sie ihn dereinst zum ewigen Schlafe betteten.

* * *

Am nächsten Morgen, es war der Tag vor Palmsonntag, in aller Frühe erhob sich Fritz von Räumer aus wirren Träumen, in welchen sich Wahrheit und Dichtung auf's Lieblichste verflochten hatten.

Gleich nach dem Frühstück, bei welchem er in seiner Liebeszerstreutheit das Milchbrot seines jüngeren Bruders mit verspeist hatte, zum schluchzenden Aerger des also Benachtheiligten, eilte er in den nächsten Laden.

„Morjen. Adreßbuch!“

Zum Glück war er in eine Konditorei gerathen. So konnte er sich für die Gefälligkeit, mit welcher der Geschäftsinhaber das dicke Buch von seiner Schutzkette befreite und auf den nächsten Marmortisch schleppte, erkenntlich erweisen. Bis er, nach emsigem Hin- und Herblättern, die Corneliusstraße herausgefunden hatte, waren drei Windbeutel verspeist; von da, bis zu der Spalte, welche die Nummer 38 enthielt, diente ein vierter als Wanderzehrung.

Aber hier!

Fritz durchflog in fieberhafter Spannung die Namen der Miether.

Parterre rechts: Friedberg, Wirth; links: Harburger, Priv.

Nein, o nein. Schnell weiter!

Erste Etage: Levysohn — Schmidt.

Wie konnte er der Geliebten zumuthen, Schmidt zu heißen!

Zweite Etage: von Ehrenberg — Hoffmann.

Dritte Etage: von der Grieben — Freiherr von Lobesch.

Lobesch! Fritzen's Gesicht färbte sich hochroth vor freudiger Ueberraschung. Lobesch! Das mußte ja der Vater von seinem Kameraden, Franz Lobesch, sein! Der wohnte im Westen. Richtig: Oberst z. D. Es stimmte. Potz Granaten und Petarden! Die Kleine war „reineweg“ Franzen's Schwester! Daß dieser eine Schwester hatte, das wußte er aus eigener, angenehmer Erfahrung: oft genug war er dem Freunde behilflich gewesen, die Aepfel und Kuchen zu vertilgen, mit denen sie Franzen's Rocktaschen ausgepolstert hatte.

Augenscheinlich billigte der Himmel seine Wahl. Wie hätte er ihm sonst den guten, alten Kameraden Franz just in Nr. 38 der Corneliusstraße verpflanzt!

Sofort fühlte Fritz von Räumer eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Freunde, die um so überraschender auftrat, als Fritz sich bislang niemals in den Ferien um den, etwas jüngeren Kadetten bekümmert hatte. Auch im Corps hatte er sich gewöhnlich nur dann zu ihm herabgelassen, wenn es galt, siegreich gegen die erwähnten Naschvorräthe zu Felde zu ziehen.

Aber nun, urplötzlich, war die Sehnsucht da. Sie hatten sich zwar gestern Abend bei Ankunft am Potsdamer Bahnhof erst getrennt — aber seitdem waren siebzehn Stunden verstrichen. Was konnte dem guten, alten Jungen inzwischen alles passirt sein!

Er verzehrte hastig das letzte Viertel seines fünften Windbeutels, zahlte, setzte sich in die nächste Pferdebahn und hielt bald darauf am Lützowplatz.

Hier trat ihm, den länglich geflochtenen Korb voll Hyazinthen, Tulpen und Veilchen, eine Blumenverkäuferin entgegen.

„Rosen — Veilchen, Herr Lieutenant!“

Fritz reckte sich. Donnerwetter, was die Person für einen scharfen Blick besaß! Sah ihm auf zehn Schritt den Lieutenant an!

Er konnte nicht widerstehen.

Doch barg er sein Sträußchen sorglich unter der Mütze auf dem Garderobentisch, als er sich bei Franz von Lobesch melden ließ.

Dieser kam ihm voll Herzlichkeit entgegen.

„Hübsch von Dir, Räumer!“

„Ich störe doch nicht?“

„I wo! verwünscht langweilig hier in dem alten Nest.“

„Langweilig — wenn man den Dusel hat, solch eine Schwester zu besitzen?!“

„Kennst Du sie denn?“

Fritz wandte sich ab. Ein rechter Mann verbirgt sein Erröthen.

„Ich glaube — ja!“ stammelte er und tastete heimlich nach der Kapsel auf seiner Brust.

„Desto besser, Mensch, dann kannst Du ihr gleich Deinen Glückwunsch unterthänig zu Füßen legen — das Mädel hat heute Geburtstag.“

Fritz war's, als öffne sich der Himmel.

Er sollte sie sehen! Sie!

Indessen schob Franz die Thür zum Nebenzimmer auf und drängte den Kameraden über die Schwelle.

Blumenstöcke, Sträußchen, ein weißer Federhut, Torte mit Lichtern, Süßigkeiten, viel Süßigkeiten sogar: das war's, was — sorglich auf einem damastgedeckten Tisch ausgebreitet — Fritzens geblendeter Blick zuerst erfaßte. Dann nahte sich, verlegen erröthend, die Eigenthümerin all' dieser Geburtstagsgaben, ein kleines, rundliches Dämchen mit gesunden Wangen und langen, schwarzen Zöpfen.

Dieses Bauermädel sollte sein Elfchen sein?!

Er kniff die Lippen zusammen, damit sie den Seufzer tiefster Enttäuschung noch im Keime erstickten.

Wo war seine holde Puppenfee?

„Ihr kennt Euch also, Kinder?“ begann Franz geschickt die Unterhaltung.

Anna von Lobesch schaute mit runden Augen dummverwundert zu Fritz herüber.

Dieser räusperte sich, öffnete den Mund und schloß ihn dann wieder.

„Das heißt,“ fuhr Franz im Tone äußerster Verachtung fort, „er muß Dich nur sehr oberflächlich kennen, weil er mich einen Duselmeier nennt, Dich zur Schwester zu haben. Wenn er heute Morgen gesehen hätte, wie ich um der lumpigen paar Konfektenstückchen willen beinahe auf den Knieen vor Dir rutschen mußte . . .“

Aennchen erröthete und blinzelte gekränkt mit den Wimpern.

In diesem unheilschweren Augenblick öffnete der Diener die Thür:

„Fräulein von Ehrenberg,“ hauchte er.

Hinein schwebte, das süße Gesichtchen hinter einer blüthen-übersäeten Azalee verborgen — die goldene Lockenfluth, von blauer Sammetschleife zusammengehalten — anmuthsvoll und sylphenhaft — Fritzens Liebe.

Wer beschreibt sein schauerndes Entzücken?

Ihren Schreck?

Fast hätte sie den Blumentopf fallen lassen, als ihr Blick den schmucken Kadetten traf. Aber Aennchen entriß denselben noch schnell ihren zitternden Händen und die vier jungen Herrschaften setzten sich; doch nicht, bevor Franz Lobesch die beiden Neuhinzugekommenen gebührend mit einander bekannt gemacht hatte.

Da saß sein Glück, seine kleine Prinzessin in der nächsten Nähe auf dunkelgrünem Sammetfauteuil und nippte abwechselnd an dem Glas mit Bowle und dem Stück Apfelsinentorte. Ihr Gesicht war wie in Blut getaucht. Die Glieder zitterten. Sie zupfte an dem Troddelbehang der Stuhllehne und schaute in den Schooß.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.